

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 273.

Freitag, 22. November.

1929.

(10. Fortsetzung.)

„Der Balte“.

(Nachdruck verboten.)

Von Horst Bodemer.

Helles Lachen schlägt an sein Ohr. Von Lydia Lamiras Lippen kommt es.

„Der Schlobitzer! hat Ihna den Marsch g'blasen!“

„Mir?“

„Tun S' net albern! Fuchsig ist der! Ich kenn' mich doch in dem aus!“

„Haben Sie denn auch Ihren Anteil abbekommen? Es täte mir leid, denn ich war der schuldige Teil!“

„Dös i net laß! Dös wagt der Schlobitzer! gar net! Aber wenn der einen in die Finger bekommt, der sich net wehren kann!“

„Das ist eben bei mir das Unglück!“

„So—o, können S' net, Sie perfekter Trottel! Meinen S', i wüßt net Bescheid! Sie haben a „Photographier-gesicht!“ Machen S' kein so saudummes! Er hat Sie aufgenommen ein duzendmal in Baden-Baden, und i hab' die Bilder selbst g'lehen und g'sagt: der wirkt ausgezeichnet auf der Platte, sogar ohne Schminke! Und die Figur! Und der hochmütige Blick! Und Graf ist er auch! Den müssen S' haben, Schlobitzer! . . . So, nun wissen S' Bescheid! Nun sein S' gegen den alten Grassaff a einziges Mal sündhaft frech! Sollen sehen, wie klein er dann wird!“

Es klingt ja recht lieblich in Axel Glettenburgs Ohren, aber so fest wie Lydia Lamira ist er doch nicht von seiner Unentbehrlichkeit überzeugt . . . Verliebte Frauen werden leicht wunderliche Wesen. Will ihn das hübsche Mädel nur fest ans Bandel bekommen? . . . Soll er „Lannhäuser“ spielen? Er denkt nicht daran! Schnell Geld verdienen will er sich, sich ein Gut kaufen auf dem uralisch-baltischen Höhenrücken. Dort wackelt jetzt viele größere Besitzer, die „Konjunktur“ wird in den nächsten Jahren günstig sein. Und da steht auch schon Dagmar Schnegelsberg in ihren schwarzweiß karierten Reithosen vor seinem geistigen Auge. Gar keine Schönheit, aber Klasse! Ein Lebenskamerad, der kommt's darauf an, mit ihm des Teufels Schwiegermutter auf dem Eis tanzen läßt! . . . Die reiche Gertrud Fryhausen hingegen macht keinerlei Eindruck mehr auf ihn. Prinzgemahl spielen? Er bedankt sich schon!

„Jetzt möcht i bloß wissen, warum Sie so in den Himmel starren mit offenem Mund! Wir sind net im Schlaraffenland, wo die gebratenen Taubeln nur so herumfliegen.“

„Nein, im Schlaraffenland sind wir wirklich nicht!“

„Wenn S' wenigstens a einziges Mal a Kavaliär wären, Graf, und mich zum Frühstück einladen würden! Zu Borchardt, dort bekommt man aber auch alle Delikatessen der Saison!“

Da soll er also die Küsse himmelschreiend hoch bezahlen! Er versucht sich herauszureden.

„Leider hab' ich nicht genügend Geld eingesteckt!“

„O, ich pump' Ihna, bei mir haben S' Kredit! . . . Und schauen S', da steigt der Schlobitzer! in sein Automoppler! Giften soll er sich!“ Hängt sich an Axel Glettenburgs Arm, zieht ihn mit sich. Und als Herr Schlobitz im offenen Kraftwagen an ihnen vorüberfährt, winkt sie ihm auch noch mit ihrem Battistafächlein strahlend zu.

Lydia Lamira weiß gut Bescheid bei Borchardt.

„Die ersten Rebhühner! sind da! Aus Bömme! Dort

geht die Jagd auf die schmachhaften Tierchen früher auf als in Deutschland. Dös weiß ich!“ Sie seufzt. „Bömmen wär' nicht verloren gegangen, wenn mein Vater Minister g'worden wär! Das liebe, alte Österreich . . . Kellner, also zweiduzend Aустern — natives natürlich —, dann Schildkrötensuppe. Forelle blau, Rebhühnerl, den Nachtisch bestellen wir später! Reichen S' mir bitt' schön die Weintart! Und bestellen S' einstweilen!“

Als er gegangen war, holt Lydia Lamira einen Fünfsigmarfchein aus ihrem Täschchen, drückt ihn unter dem Tisch Axel Glettenburg in die Hand.

„Wenn's net langt, i hab' noch mehr bei mir!“

Dagmar Schnegelsberg hält zwischen den Roggenpuppen auf ihrem hohen Braunen. Sieht mit hängenden Mundwinkeln hinter dem Wagen her, in dem Gertrud Fryhausen sitzt. Die hat ihr wieder einmal ihr Herzchen ausgeschüttet — restlos! Der Graf wird im Herbst einige Zeit in Groß-Lubbintow verbringen. Sie soll versuchen, herauszubekommen, ob er „wärmer für die Gertrud fühlt.“ Wie sie das gesagt hat, das achtzehnjährige Mädel! Mit feuerrotem Kopf und niedergeschlagenen Augen. Auf ihre Vorstellungen, der Herr Geheimrat werde sich wohl einen andern Freier für seine Tochter wünschen, hat sie heftig genickt und versichert, davon sei sie fest überzeugt, aber wenn der Balte zu ihr stehe, werde sie den Kampf aufnehmen. In drei Jahren sei sie mündig. Die halte sie durch, gehe es auf Biegen und Brechen. Da hat sie versucht, der Gertrud sehr energisch diesen „ausgefallenen“ Gedanken auszureden. Sie sei in einem gut wattierten Nest aufgezogen, Grafen und Barone, wenn sie auf die etwa verlesenen sei, liefen genug in der Welt umher, die sich um ihre Hand bemühen werden. Glettenburg habe das Leben zu arg beim Genick gepackt. Entweder rase der als Filmschauspieler durch die Welt, käme dann mit einer Menge hübscher und mitunter auch leichtsinniger Weiber zusammen — und wenn sich dann Eifersucht einstelle, ob begründet oder nicht, ginge die Ehe doch über kurz oder lang in die Brüche. Möglich auch, sollte er Dufel haben, zöge er aufs Land und pfeife auf Großstadt und Industrie. So gut glaubte sie sich doch in ihm auszukennen. Für eine verwöhnte junge Dame sei der also ganz und gar nichts. Ihr Vater, der hervorragende Großindustrielle, werde ihr schon unter den gediegenen Herren seiner Bekanntschaft eine Musterfendung präsentieren, aus der sie den aussuchen werde, der ihr am meisten zusage. Und das sei das einzig Vernünftige! Sie wisse gar nicht, wie arg das Leben den Menschen heute bei den Ohren nehme. Vor Gefühlsduseleien solle sie sich in acht nehmen, die brächten später bloß Herzeleid . . . Aber die Gertrud Fryhausen hat ihren Bagenkopf geschüttelt und ihr weiter verraten, daß sie zuversichtlich hoffe, der Graf habe beim Film kein Glück — und dann werde sie auf der Stelle zu handeln wissen. Rücksichtslos! . . . Und auf ihre Frage, wie sie denn zu einer solchen Annahme käme, hat die Gertrud geantwortet, ihr Vater habe es ihr gesagt, der Graf habe selbst Bedenken! Jedenfalls sei er zu der Überzeugung gekommen, für die Filmerei eigne er sich kaum, zum mindesten befriedige sie ihn nicht.

Dagmar Schnegelsberg brennt sich erst einmal eine ihrer billigen Zigaretten an. Hat der Graf nur bremsen wollen, weil er merkt, daß die Gertrud in ihn verschossen ist — oder sind das Schachzüge des Geheimrats, um seine Tochter von den „dummen Gedanken“ abzubringen? Da pfeift sie vor sich hin. Das Verständnis geht ihr auf. Der Graf soll hier mit der Büchse knallen, damit er dem Mädel in Berlin vorläufig nicht über den Weg laufen kann. Und dann ist die weitere Schlußfolgerung wohl nicht von der Hand zu weisen: der Geheimrat wird versuchen, das mutterlose Mädel möglichst rasch unter die Haube zu bringen! . . . Da eröffnen sich ja wunderbare Aussichten für Alfred, den Prachtsohn!

Sehr vergnügt reitet sie heim. Erstens soll es eine lustige Zeit werden, wenn der Graf drüben in Groß-Lubbtow die Tage totschlägt, zweitens kann sie ihrem Bruder ein bißchen häckeln, das hat sie ihr Lebtag gern getan. Und sich immer höllisch gefreut, wenn er sich als den geistig Überlegenen aufgespielt hat.

Sagt ihrer Mutter auch gleich in ihrer bissigen Art: „Ein wenig Umsicht, und dein Weizen blüht! Der Geheimrat sucht nach einem Freier für die Gertrud, um sie vor dem Grafen Glettenburg zu bewahren. In den ist sie nämlich verschossen bis über beide Ohren!“

„Hat sie dir das gesagt?“

„Nicht ganz so offenhartig! Immerhin deutlich genug! Das heißt bezüglich des Grafen nahm sie kein Blatt vor den Mund!“

Ein überlegenes Lächeln spielt um Frau Schnegelsbergs Lippen.

„Du weißt noch nicht, daß Alfred zum Herbst zum Reichswehrministerium kommandiert wird! Daß sich also seine militärische Laufbahn nach menschlichem Ermessen schnell aufwärts bewegen wird!“

„Woran ich nie gezweifelt habe! Der Alfred ist mit allen Hunden gehegt und mit allen Wässern gewaschen!“

Unmut zuckt auf Frau von Schnegelsbergs Stirn.

„Immer deine verben Ausdrücke, die dir alle Ausflüchten im Leben verstopfen! Endlich solltest du doch klug werden und dir an deinem Bruder ein Beispiel nehmen!“

„Aee, Mütterchen, das tu' ich ganz gewiß nicht! Was kann ich dafür, wenn ich mindestens fünfzig Jahre zu spät auf die Welt gekommen bin? Was sage ich: fünfzig Jahre? In den Dreißigjährigen Krieg hätt' ich hineingepaßt! Wär' mit hinter dem Kalbsfell hergeritten und hätte meinen Spaß gehabt!“

Frau von Schnegelsberg hält sich die Ohren zu und läuft davon.

Dagmar geht, die Hände in den Hosentaschen, die Zigarette im Mundwinkel, durch den Park. Lacht kurz auf und predigt sich dann Vorsicht. Wenn die Mutter merkt, daß ihr der Graf nicht gleichgültig ist, kann es die schönste Botschaft geben, sieht er erst drüben in Groß-Lubbtow. Den hat ihr das Schicksal mit Ab-sicht über den Weg laufen lassen. Geht hier die Herrlichkeit in die Binsen, zieht sie mit ihm los! Selbstverständlich als Gräfin Glettenburg-Pahlsdorf! Sie werden schon mit dem Leben fertig werden. Wenn auch der Anfang recht miesepetrig aussehen wird. Hinterm Kalbsfell her, die Zeiten sind vorüber, dann eben hinter der Filmleinwand oder irgend etwas andern. Das wird sich schon finden! Nur heizten raus aus dem Schlamm hier! Und renkte der Prachtsohn durch eine reiche Heirat den Schaden ein, die gute Tante später spielen und in Widenrode versauern — sie denkt nicht dran!

Gabriele Rosetti ist auch auf der Baistei und im Erzgebirge die Unnahbare. Sobald das Wetter Aufnahmen nicht erlaubt, fährt sie nach Dresden. Ist ungehalten auf Herrn Schlobitz, der ihr zumutet, in nicht erstklassigen Gasthöfen zu leben — und mit diesem gräßlichen Droschkenlenker aufzutreten. Ihre gute Kinderstube geht in die Brüche.

„Er kann ja nichts! Es schädigt mich, mit einem solchen Stümper in einer Hauptrolle zusammen zu wirken!“

Um des lieben Friedens willen gibt ihr Artur Schlobitz halb und halb recht. Faucht alle Augenblicke den Balken an. Lydia Lamira, die ihren Fünzigmarkschein längst wieder hat, lacht hell auf und tröstet den Grafen.

„Sie machen Ihre Sach' ganz gut — für den Anfang! Die Rolle behagt der Rosetti net, deshalb tobt sie! Spült sich auf! No ja! Ihr Bankier wird ihr net tren sein! Man kennt dös! Dann melden sich die Nerven — bis die Zuckerpupp' einen andern hat!“

Einzelheiten will Axel Glettenburg lieber nicht wissen. Regentage kommen, die auch an seinen Nerven zerren. Die Lydia Lamira weicht dann nicht von seiner Seite, Herr Schlobitz tobt den ganzen Tag, quält die Menschen. Nur das mitgenommene „Boll“ freut sich, daß es einige Zeit länger sorglos leben kann. Singt, spielt Karten, biedert sich mit den Kleinstädtern an, läßt ihnen den Buckel voll, läßt sich einladen. Es gibt manche wankende Gestalt an den Regenabenden zu sehen.

Im Kreise seiner Vertrauten sitzt Artur Schlobitz mit finstern Gesicht, jagt sie hin und her, zieht auch noch die Weste aus und raucht ein Duzend seiner schweren Importen. Der Graf muß „üben“ vor dem Stab. Er macht wirklich seine Sache für die erste Rolle über Erwarten gut, aber das verwachsene Männchen rennt umher, suchst mit den Armen, spielt vor. Und wenn das geschieht, hat sich Lydia Lamira meistens durch die Tür gezwängt und macht ein entsetzlich spöttisches Gesicht. Bietet sich an, für die abwesende Rosetti die Partnerin bei diesen Proben zu spielen, und ärgert dabei Schlobitz bis aufs Blut.

Als die Kraftomnibusse endlich aus Johanneorgensstadt wieder abfahren können, murrst „das Boll“. Es hat ihm hier sehr gut gefallen. Einer fragt, ob es denn wahr sei, daß in einem Bogen um Berlin herumgefahren werden solle.

„Ja“, brüllt Schlobitz, „wir müssen zu Ende kommen!“

Krach gibt es. Die Leute wollen wenigstens auf ein, zwei Tage zu ihren Familien. Schließlich wird der Zweck der Übung erreicht. Sie erhalten, wie Lydia Lamira sich ausdrückt, eine „Entbehrungszulage“ und lassen sich willig in einem Bogen um Berlin herumfahren.

In dem Kraftomnibus, in dem der Stab und die Hauptdarsteller sitzen, mit Ausnahme der Rosetti, die verfügt über eine eigene Opellimousine, hat Lydia Lamira neben Axel Glettenburg Platz genommen. Lächelt ihrem losen Mundwerk recht freien Lauf.

„Der Schlobitzer wollt' mich in seinem Benz mitnehmen! Dank' schön, hab' ich gesagt! Ich hab' g'nug von den Angroßereien! . . . Graf, wenn er sich net bald bessert, sehen wir uns nach einem andern Engagement um!“

Der Balte weiß, daß das bei der nächsten Gelegenheit Herrn Schlobitz wiedererzählt wird. Er zieht die Augenbrauen hoch. Sagt mit Nachdruck:

„Wär' undankbar von mir!“ Und fügt dann schnell hinzu: „Wenn ich verabschiedet werden sollte, hätt' ich ja wieder Handlungsfreiheit, dann wär' darüber zu sprechen!“ (Fortsetzung folgt.)

Eine Welt um 2 Pfennige.

Von Eva Gräfin v. Baubissin.

Vor kurzem eilte in der herrlichen Leopoldstraße, die durch ihre hochragenden Bäume im Herbstschmuck zurzeit von großartigster malerischer Wirkung ist, ein winsiger, nicht sehr reichlicher Bub auf mich zu, überreichte mir den lieblos abgerissenen Kopf einer etwas verblühten Aster und saate bedeutsam, aber nicht verständlich: „I mecht' an' Daring ham!“ Dies konnte unmöglich einen Öhring bedeuten, und ich schlug schließlich alle Zweifel, die mich bei seiner steten wiederholten Bitte überfielen, dadurch nieder, daß ich ihm ein Zehn-Pfennigstück überreichte, was wieder die höchste But einer vorübergehenden Zugeherin (Morgenfrau) auslöste, die mir die Verderbnis kindlicher Seelen in die Schuhe schob, und meinte: „Wenn's oan Zwoaring gebeten (gegeben hätten — eine prachtvolle bayerische Kurzsprache) wäre das

Richtae awen, Frau — aber nur net nachdenken, nur net nachdenken! Des is scho' so bei die seinen Herrschaften!" — Tiefbeschämt und um einen guten Teil meiner Sonntagsfreudigkeit beraubt, verkroch ich mich, so aut es ging, im Schatten der Bappeln, die bekanntlich fast keinen geben, in der Engbergigkeit, mit der sie sich die Zweige an ihre schlanken Körper drücken. Nicht wegen des Anrauners, sondern weil ich im Lauf von über zwanzig Jahren noch immer nicht so tief in die bayerische Heimatsprache eingedrungen bin, um mir aus „oan Daring“ einen Zwoaring zu entwideln. Denn dieses kostbare Wort bedeutet im Volks- und besonders im Bubenidialekt ein Zweipennistück. Bei den letzteren ist es immer noch eine sehr gangbare Münze. Man sieht sie mit Zwoaringen spielen und mandeln, an ihrer Börse wird Haufe und Baiffe durch sie bestimmt, Peitschenschwippen, hier Gabln genannt, leere Zündholz- und Zigarettenschachteln, Drachenbindfäden, hundertmal aneinander geknüpft, Schussler (Marmeln), Kreiseln und was sonst noch an eigentümlichen Dingen einem Jungensherzen begehrenswert erscheint — wozu auch die Kostbarkeiten zu rechnen sind, die bei der alljährlichen „Bachausfahrt“ auf nackten Füßen und mit hochgetrempelten Hosen aus dem Bachbett in aufregender Arbeit herausgesucht werden — sie alle schätzt man auf oan ober zwoa Zwoaringe ab. Aber wie verhält sich die Kaufkraft des Zwoarings im öffentlichen Verkehr? Wenn die Münze „überhaupt“ noch im Umlauf ist, was kann dann der Erwachsene, nicht ein Bub, denn seine Möglichkeiten sind eben andere, für sie noch erstehen?

Des Problem hat mich beschäftigt. Jeder tut ja, wozu ihn seine Anlagen treiben. Ich habe eifrig Nachschau in den Läden gehalten, nicht in den großen mit gläsernen Schwingtüren, als führten sie in ein Märchenreich, nein, in den kleinen, lieben, versteckten, mit ihren tausend Säckelchen hinter dem einen Fensterchen und dem freundlichen „Grüß Gott“ beim Eintritt, der Frage: „Was schaffen's an, Frau?“, und dem „Ein andermal wieder“ zum Schluß. Ja, die Auswahl beim Zwoaring war auch hier nicht mehr groß. Oan Schussler, oan Stab für'n Kanari sein' Käfig, oan floas Gut (Kuchen, aber schon mehr ein Plätzchen), zwoa Schreibfedern, a Vöschblattl, irgendeine Oblate oder ein Abziehbild: „Frau“, hieß es bedauernd, „wenn's nacha goar nix mehr zaaln können, des wird Ihna la' große Ehr einbringen.“ — „Arme Buben, hab' ich gedacht. Es muh nicht leicht sein, aus dem großen Verkehr ausgeschaltet zu sein. Denn auf dem ganzen Oktoberfest, das gerade hinter uns liegt, fand sich nichts, wo ich meine Zwoaringe hätte auf elegante Weise loswerden können. Nur beim Kindertarussell, wo die Pferdchen so nieder san, daß die Kinder mit die Füß' fast mitgehn, sagte der Mann mitleidig: „I laß' Ihnere Buben scho mitfahren für'a zwoamal zwoa Zwoaring“, worauf ich den nächsten Buben in Ermangelung eines eigenen ergriff und ihn sogar zwoamal zwoa fahren ließ, währenddem ich beim Zuschauen die Übung machte, wie oft und wie schnell ich zwoamal zwoa Zwoaringe sagen könnte. Aber nur beim Miniaturbergwerk und seiner Erklärung: „Des is die Pumpe, da wird gepumpt“, legte ich weiterhin noch einige Ehre mit einem Kupferstück ein, während, als ich zwoamal zwoa in den Hut eines Blinden warf, mein Hintermann bemerkte: „Ah, des is a Notige“ und mich mit einem Fünferl übertrumpfte.

War es also gar so schlimm um dies Geldstück mit seinem fruchtverheißenden Ahrenbüschel bestellt? Mein Gewissen zwang mich, alles auszuprobieren. Damit der Münzknir nicht müde wird und immer weiß, er kann einen Festtag haben, wann er mag, ist am letzten, dem Kirchweihsonntag, der wo eine Gans verlangt und Kirchweihnubeln und Krapsen, die Michaelibult eröffnet worden, draußen am Mariaschloß, rund um die Kirche mit dem fröhlichen, bunten Rachelbach und inmitten der Lu, wo noch die reizendsten kleinen, schiefen Holzhäuschen stehen, rechts und links vom rauschenden Eisbach. Sollte das nicht der Umsatzmart für meine Zwoaringe sein? Wozu tragen sie ein fruchtverheißendes Ahrenbündel auf dem Rücken? „Wer den Zwoaring nicht ehrt“ usw. Ich nahm Abschied von meinem Schreibtisch und meinen Blumentöpfen und verließ den ewig hungrigen Tauben auf meinen Fensterbrettern, ihnen Futter aus der Umgehung der Dult mitzubringen — und wer beschreibt meine Freude, als das Pfund dort wirklich nur achtzehn statt zwanzig Pfennigen kostete, so daß ich die acht Pfennige durch viermal Zwoaringe bar bestreiten konnte! Mit der Dult unterm Arm — hier nach österrödischer Weise gern „Stranib!“ genannt, bekam ich ferner für meine rechte Hand bei einem Althändler ein Papierl voll alter, rostiger, verboener Nägel für einen Zwoaring, für die linke zwei eben vor meinen Augen in einem Ofen getrocknete Pfefferminzplätzchen. Dann las ich ein im Herbstwind schaukelndes Schild: „Kasse nach Belieben“, und wußte gleich: „Das ist etwas für dich!“ Da sah ein winziges Äffchen in einer kleinen Kiste, die durch ein paar Bretter in mehrere Etagen geteilt war. Über dem Äffchen, „dem kleinsten auf der Welt“, wie an seiner Haustür stand, küßten

sich zwei Wellensittiche, unter ihm raste ein verarmtes Meerschweinchen auf und ab, und aus dem Parterre stiegen zwei weiße Mäuse zum Entzücken der Kinder ein und aus.

Die laufen net furt“, versicherte die alte Dame, die die Führung hatte und eine Wärmflasche für einen ausgewachsenen Menschen herzeigte, die man dem Äffchen im Bedarfsfalle unterschöbe. Dann vertrieb sie die angesammelte Zugen mit dem Bemerken, sie habe nun genug geschaut. „Und hergeben tuns doch nix“, meinte sie kopfschüttelnd, denn der Konserwendosenbedel — die Kasse nach Belieben — war noch leer. Ich aber bekam ein Privatissimum über die Eigenschaften aller anwesenden Bierfässer und Bängel, besprach mit ihr die Windrichtung — wir kamen überein, die Kiste etwas zu drehen, der schließenden Kirche zu — und als ich mich entfernte, sagte ich, um meine „Notigkeit“ zu entschuldigen: „Eins für jede Etage, und eins für jedes Tier!“

Zehnmal einen Zwoaring gleich zwanzig Pfennigen. „Bergelts Gott tausendmal, Frau“, sagte das alte Weibchen so rührend und strich über den Kupferlegan auf dem Dedel, daß ich mir fest vorgenommen habe, sie noch einmal zu besuchen, wenn ich ohne Forschertrieb komme.

Ah, beim Porzellan, das war eine Überraschung! Fast bei jedem Tisch, sogar bei den Bunsbäcker Vorräten, die am Boden auf Strohhündeln lagern, steht eine Kiste mit der Aufschrift: „Stück 1 Pfennig“ — oder — und jetzt hüpfte mein Herz: „Fünf für ein Zehner!“ — also das Stück für „oan Zwoaring“, wie die Verkäuferin mir ausrechnete und mich ersuchte, nur „unschönt“ meine Auswahl zu treffen. Ach, wie viel kleinen Mädchen kann ich nun zu Weihnachten Puppentassen mit ein wenig verhöhenen Schälchen dazu, mit Zuckerdose und Sahnelöffeln beschenken! Außerdem natürlich große Eierbecher mit Gesichtern und schielenden Augen auf jeder Seite. „Da hams ein paar schöne Stücke derwisch“, hieß es aufmunternd — und gläserne Butterdöschen und Teller für die großen Puppen. „Sie haben wohl viele Bamen daheim“, was gerade kein freundlicher Ausdruck ist, aber die Frau mag aus Erfahrung sprechen. Ich nicht. Denn meine Kinder sind ungezählt, in ihrem Interesse geh' ich mit meinen Zwoaringen spazieren. Ein paar Beste mit Indianergeschichten suchte ich noch bei den Buchständen heraus, einige kleine Bildn, aus Zeitschriften ausgeschnitten: „Die können sei' rahmen laß!“ —, und ein kleines Weinglas, wo nur ein Stückerl am Rand ausbroch'n is, was man nicht sehgt, wenn man beim Trinken den Finger drüber halt', waren meine letzte Beute.

Ich bin ganz überzeugt, daß ich auf meine Weise die Kaufkraft des Zwoarings gesteigert habe und hoffe, daß er von nun an wieder auf der Börse notiert wird.

In dr Deadergarderobe.

(Momentaufnahmen entfeßelter Sachen auf dem 3. Rang.)

Von Rene Voigt.

Korpulente Dame: „Nummer fimsunverach, Freilein! Dorten hinten där griene Mantel mit'n Gräbbelchies-ludder, där isse!“

Sehr dünne Dame (zu ihrer Freundin): „Hastes geheert, Mädel, wie sich die Damswaise da vorne didedunt mit ihrn Mandelsudder? Als wenn ander Seite nich och Gräbbelchiesne drinne hätten!“

Reizbarer junger Mann: „Verbibbch nochmal, wie lange sollch denn eechentlich noch uff meine Sachen warten, heh?! Zwoemal finse' schon dran vorbeigerammelt, Freilein! Da hamme nu a Glämmer uff dr Nase un's nist scheinbar doch nisch!“

Badisch: „Mei Abachenschal fählt noch! Wo is'n där hin? Hier zu Nummer achtunfuffsch geheert a rosaner Abachenschal mit silbrichen Bintlchen druff!“

Älterer Choleriker: „Goddverdanach, nu mecht'ich bloß wissen, warum Se mir dän bleedfinnenden Bibbi da hingalden! Das is doch im ganzen Lähm nich mei Hut!“

Stimme aus dem Hintergrund: „Awer meiner isse, Sie Glabbler! Där drmit! Un was dän Ausdrud „bleedfinnender Bibbi“ anbelangt, da sähen mir uns nacheds vorn Deader ausenander. Ich laure Ihn' uff, Sie gewöhnlicher Mänsch!“

Krobuste Mutter (zur varien Tochter): „Awer jek ä häbbchen dalli, Gade. Nichts vordrängeln muhte dich! Ä hechts scheen de Döchen uffschbärn un nich vor sich hindreim, mei Gind. Mir sin jek wieder in dr Wärtlischeert, du Drahn-dude! De bist doch weesgnebbchen noch doddal verdann heiser!“

Energische junge Frau: „Baul, du bist überhaupt gee Mann! — Da schtehtste daddisch immer noch uff dämäl'm Pläde wie vor fims Minuten. Ich hadde inzwischen dreimal Eschenbächen rausgealatscht, weil'r dn „Ahmdschärrn“ so schmalz gemacht hat. Gibb de Marken här, du Duffell! Un nu sollste ämal jahn, wie fir ich drangomme!“

* **Werner Heumelburg:** „Sperrfeuer um Deutschland“. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.) Das Interesse an Kriegsliteratur, bisher auf einen engeren Kreis beschränkt, erfährt heute schon das ganze Volk. Schriftsteller von verschiedenster Weltanschauung beschäftigen sich mit dem gewaltigen Stoff. Das Kriegserleben, dem unsere Generation unterworfen war, droht in die Zerrissenheit aller Anschauungen hineingezogen zu werden. Es wird zum Streitobjekt. Wo aber ist die Darstellung des Krieges, die mit absoluter geschichtlicher Zuverlässigkeit das persönliche Erleben jener Millionen, die im Felde gestanden, verbindet? Knapp gefaßt, auf 544 Seiten, umspannt das Buch von Werner Heumelburg das Ringen Deutschlands und seiner Bundesgenossen auf allen Fronten und in der Heimat. Mit dramatischer Eindringlichkeit wird das ungeheure Sperrfeuer wieder lebendig, das um Deutschland larmte. Hier ist der Roman eines kämpfenden Volkes geschrieben, in dessen Mittelpunkt der Mensch als Teil seiner Stammen, ausharrenden Masse steht, auf deren Schultern das Schicksal der Nation lag.

* **Peter Martin Lampel:** „Verrätene Jungen“. Roman. (Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.) Lampel, der durch die „Revolte im Erziehungsheim“ auch hier bekannt geworden, Autor, schildert die von der Putschisten-Reaktion mißbrauchte Jugend. Einzelschicksale — die aber diese Bünde und zweifelhaften Organisationen, die Politik auf eigene Faust trieben, schwer belasten. Lampel, dessen sensationelle Verhaftung wegen Beteiligung an einem „Terrormord“ das Thema zu besonderer Aktualität erhebt, schildert aus persönlicher Kenntnis dieses Milieu in den illegal okkupierten Zonen, auf den Gütern in Rommern, in den öffentlichen Treffpunkten von Prätorianergarden usw.

* **Walter von Molo:** „Die Scheidung“. Ein Roman unserer Zeit. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Walter von Molo, der berühmte Dichter großer historischer Romane nennt sein neuestes Werk einen Roman unserer Zeit und behandelt darin eines der dringlichsten Probleme des Tages: das Problem der Ehe und das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Wir schauen in eine Ehe, und zwar mit den Augen des Mannes, der eben dieser Ehe und Ehehölle entronnen ist und leidenschaftlich aufgewühlt und verbittert die Qual seines Lebens einer Frau, die er vor kurzem an einem Gebirgssee kennen gelernt hat, erzählt. Seine Frau hat im Alter von vierzig Jahren sich umstellen und „modern“ werden zu müssen geglaubt, und wenn diese Ehe schon all die Jahre nicht sonderlich glücklich gewesen ist — die Frau hat ihren Mann nie verstanden, sie war intolerant und hat die Kinder gegen den eigenen Mann aufgebracht —, so ist sie nachgerade völlig unerträglich geworden. In dem Ehekonflikt des Mannes spiegelt sich der Konflikt der Generationen. Seine leidenschaftlichen Bekenntnisse sind eine unerbittliche (manchmal freilich wegen seiner schlimmen Erfahrungen auch etwas verzerrte) Abrechnung mit der Ehe von gestern.

* **Klara Dofer:** „Rückzug von Moskau“. Ein osteuropäisches Schicksal. Die Geschichte des Artillerieleutnants L. N. Tolstoi. (Verlag R. Wunderlich, Tübingen.) Klara Dofer hat in ihrem wundervollen Buche über Sonja Kowalewsky den Typus der russischen Frau gestaltet. Ihr neuestes Werk zeichnet, gleichsam als Gegenstück zur „Sonja“, das Urbild des russischen Mannes in seiner edelsten Gestalt, in Leo Tolstoi. In einprägsamen Bildern von leuchtender Farbigkeit gibt sie das Rußland seiner Jugend wieder. Sie zeigt auf, wie ihn die Widersprüche seiner Natur, die ihn selbst bis zur Verzweiflung peinigen, zum Propheten des uralten Evangeliums der Menschenliebe und zu dem großen Dichter gemacht haben, als der er die Welt erschüttert hat. Die russische Seele mit ihrem unerlösten Drang, sich zu verströmen und zu verschmelzen, ist selten mit so überzeugender Kraft geschildert worden wie hier.

* **Felix Braun:** „Die Heilung der Kinder“. Drei Erzählungen von Kindern. (Verlagsbuchhandlung F. G. Speidel Nachfolger, Wien.) Der Titel deutet nur an, ist Beikmotiv. Erzählungen von Kindern, gewiß, aber aus Kindern werden Leute und mit dem Wachsen ins Menschsein hinein wachsen auch die Geheimnisse; steigert sich das Erbe früherer Zeit. Und so führt die erste Erzählung zu einer Verbindung zweier lang Getrennter, die zweite aber ist eine, Tolstoi in jeder Hinsicht nahestehende Legende

„von dem Engel, der ein Kind getötet hat“. Eine feine, sarte Stimmung liegt wie ein mythischer Hauch über dem Buch.

* **M. Constantin-Weyer:** „Ein Bild zurück und dann...“. Ein Kanada-Roman. (Propyläen-Verlag, Berlin.) Weyer, der den Goncourt-Preis des Jahres 1928 erhielt, stammt aus Lothringen. Mehrere Jahre vor dem Krieg wanderte er jedoch nach Kanada aus. Und dort schrieb er dieses Buch, die Geschichte seiner Wanderjahre als Pelzjäger und Farmer. Die Liebe zu einem Farmermäddchen, das er nach seiner Rückkehr aus Alaskas Eisfeldern heiratet, und die Entwicklung dieser Ehe zwischen dem Europäer alter, geistiger Kultur und dem einfachen Mädchen der Prärie wird geschildert. In diesen Rahmen aber ist die Unendlichkeit der Steppe, die unerbittliche Majestät der nördlichen Eisfelder mit ihrem geheimnisvollen Tierleben, die tropische Äußerkeit des Urwaldes eingespant. Ein kanadisches Leben und eine kanadische Geschichte, gegeben, geschrieben und gestaltet durch die Hand eines Menschen, der die Entwicklung des Landes kennt und der gleichzeitig ein Dichter für diese Entwicklung ist.

* **Theodore Dreiser:** „Das Genie“, Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Der berühmte Dichter der „Amerikanischen Tragödie“ und des „Titan“ schuf mit dem „Genie“ seinen großen Künstlerroman. Mit der unerbittlichen Wahrheitsliebe, die oft an ihm gerühmt wurde, erzählt Dreiser den Verdegang eines Malers, die Irrungen und Wirrungen seines Lebens und Liebens, seinen Kampf mit den Mächten der Gesellschaft und des Eros, in dem er mehr als einmal unterliegt, weil sein allzu menschlicher Charakter ihn zu fragwürdigen Taten drängt. Eugen Witla, der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammt, träumt früh davon, ein großer Künstler zu werden, und er wird es auch, denn seine Begabung ist eine außerordentliche — aber er ist kein Mensch aus einem Guß, er ist ein schwankender, ja zeitweilig haltloser Charakter, der die Kunst an das Leben, die Moral (nicht die bürgerliche, sondern die höhere, der auch der größte Künstler sich nicht entziehen kann) an die Kunst verrät, — so daß man nicht an die unbedingte Schicksalhaftigkeit und Notwendigkeit seiner Kunst glauben kann. Erst der Tod seiner Frau, die nach einem fried- und freudlosen Leben bei der Geburt eines Mädchens stirbt, bringt ihn zur Befinnung, zur Erkenntnis seiner großen Schuld, die er in Einsamkeit sühnen will.

* **Liam O'Flaherty:** „Der Mörder“. Aus dem Englischen übertragen von Franz Fein. (Verlag Theodor Knorr Nachf., Berlin W. 50.) Der Verfasser des berühmten Romans „Die Nacht nach dem Verrat“ führt uns in seinem neuen Werk in die düstere Atmosphäre des Slums von Dublin. Meisterhaft schildert er Ursachen und Hintergründe eines Mordes, der nicht aus verbrecherischen Motiven geschieht, sondern aus politischem Idealismus. Ein Buch, das durch die Tiefe seiner Auffassung an einem Einzelfall menschlich einen Fanatismus erklärt, dessen Ausstrahlungen von jeder die Welt erschüttern haben.

* **Kare B.: „Liv und ich“.** (Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin W. 50.) Die einfache Geschichte einer Studentenliebe — geschrieben mit Frische und Urwüchsigkeit und so fröhlich und übermütig, daß sie ganz Norwegen in Entzücken versetzt hat. — Ein Student lernt ein Mädchen kennen, das als Stenotypistin in einem Rechtsanwaltsbüro tätig ist. Sie finden rasch zueinander, weil beide Elternpaare in Scheidung liegen; sie wollen heiter ein natürliches, gesundes Leben zusammen beginnen. — Das alles ist ohne jede Sentimentalität und Schwere, immer lustig, oft ironisch, mit trockenem Humor erzählt, von ungewöhnlicher Schärfe und Prägnanz des Ausdrucks.

* **„Jüdische Legenden.“** Nach erzählt von Elise Schubert-Christaller. (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn.) Die Verfasserin hat es übernommen, eine Reihe der schönsten und eigenartigsten Legenden aus dem reichen Schatz aller talmudischer Poesie und Weisheit nachzuverarbeiten. Es gelang ihr sehr fein, ihren tiefsten, wesentlichsten Sinn zu erfassen, eine praktische, diesseits gewandte Frömmigkeit, brüderliche Menschenliebe und Verfertigung in die letzten Erkenntnisse des Lebens. Das Rein-Menschliche leuchtet überall sehr klar und echt hervor, die Erzählungen sind ganz schlicht und einfach in ihrer gleichnißhaften Form; das Gedankliche wird umgeformt zu Handlung und zu leichtverständlichen Beispielen. Ein wenig fremdartig wirkt allenfalls der Rahmen, die Motive bringen Lebensbedeutung von allgemein-gültiger Gestalt. Dem Stoff entsprechend ist auch die Sprache schlicht und klar, dabei schimmernd von zarter dichterischer Schönheit, knapp, sicher und bildhaft im Ausdruck.